

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 37

Artikel: Die echt schweizerische Volksliteratur
Autor: Knobel, Bruno / Moser, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-612794>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die echt schweizerische Volksliteratur

der arme floh

Hin und wieder hat der Nebelspalter bekanntlich eine Literaturbeilage. Damit beweist das Blatt stets seine ausgelassene ironische Witzigkeit. Dieser Witz grenzt geradezu an Sarkasmus, wenn man bedenkt, dass Schweizer Pädagogen sich jüngst bereits zu fragen begannen, ob wir auf dem Weg seien, ein Volk von «funktionellen Analphabeten» zu werden (d.h. man kennt zwar das Alphabet, kann also einen Text lesen, versteht aber dessen Inhalt nicht oder kaum). Eine Literaturbeilage in einer Zeit, wo man zunehmend des Lesens unkundig wird? Das ist mehr als ein Witz; das ist offener Hohn!

Aber die beklagenswerte Entwicklung ist so unverständlich nicht. Der funktionelle Analphabet hat Entschuldigungsgründe: Da lebt man doch in einer Zeit, in der einem alles und jedes leichtgemacht wird. Von «schlank werden leichtgemacht» bis «pflegeleicht». Nur die Zucht der Sprache bleibt gleich hart und erscheint deshalb vergleichsweise immer drückender. Es gibt noch keine antiautoritäre Sprache, und unsere Jugend bleibt tragisch überschattet nicht nur von quälender Schriftsprachschwierigkeit, sondern auch vom teuflischen Zwang perverser Rechtschreibregeln. Mit einem solchen Jugendtrauma behaftet, beanspruche ich Milderungsgründe für meine Antisprachregungen, für meinen funktionellen Analphabetismus und meine Literatur-Allergie überhaupt. Ein Trost für alle gleichermassen psychisch

Geschädigten mag Heinrich Böll sein, der – immerhin und obwohl berühmter Schriftsteller und schon in vorgerücktem Alter – eingestand, noch immer und seit dreissig Jahren müsse er oft seine Frau fragen, ob ein Wort gross oder klein zu schreiben sei.

Das heisst nun freilich nicht, ich verwiese auf dieses Beispiel, weil ich für die rigorose Kleinschreibung plädieren wollte. Das nicht! denn zu tief sitzt in mir doch und noch der Respekt für nicht unerhebliche (auch inhaltliche) Unterschiede etwa zwischen «er hat Liebe genossen» und «er hat liebe Genossen» oder zwischen «der arme Floh», und «der Arme floh» – Nuancen, die mir bei Kleinschreibung nicht pflegeleicht – pardon: leserfreundlich-müheles – offenbar würden. Vor allem einem funktionellen Analphabeten nicht!

Dennoch und Hand aufs Herz! – wie viele Zeitgenossen deutscher Zunge vermögen ohne tiefes Nachsinnen der in der Schule zwar vielleicht nicht gelernten, aber doch einmal «gehabten» Regel ohne Fehler zu genügen und die Anfangsbuchstaben (gross oder klein) richtig einzusetzen in folgendem Text (aus

Hiestands «Rechtschreibung»):
 «Versuchen Sie, ichtiges und al-
 sches voneinander zu scheiden.
 Es ist sicher ein eichtes, jeman-
 den mit diesen Regeln aufs ro-
 kene zu setzen. Denn es ist nichts
 eichtes, ohne eiteres alles eitere
 richtig zu lösen. Zeit und Intelligenz
 sollten besser für etwas ichtiges
 und esonderes eingesetzt werden.
 Es ist das este, bis zum etzten
 zu gehen, um die Sinnlosigkeit
 dieser Regeln aufzuzeigen, sie bis
 zum etzten fragwürdig zu machen.
 Zu guter etzt kann schliesslich
 niemand bis ins etzte alle diese
 Spitzfindigkeiten beherrschen.
 Seien Sie auf das usserste gefasst,
 erschrecken Sie aber nicht auf
 das usserste.»

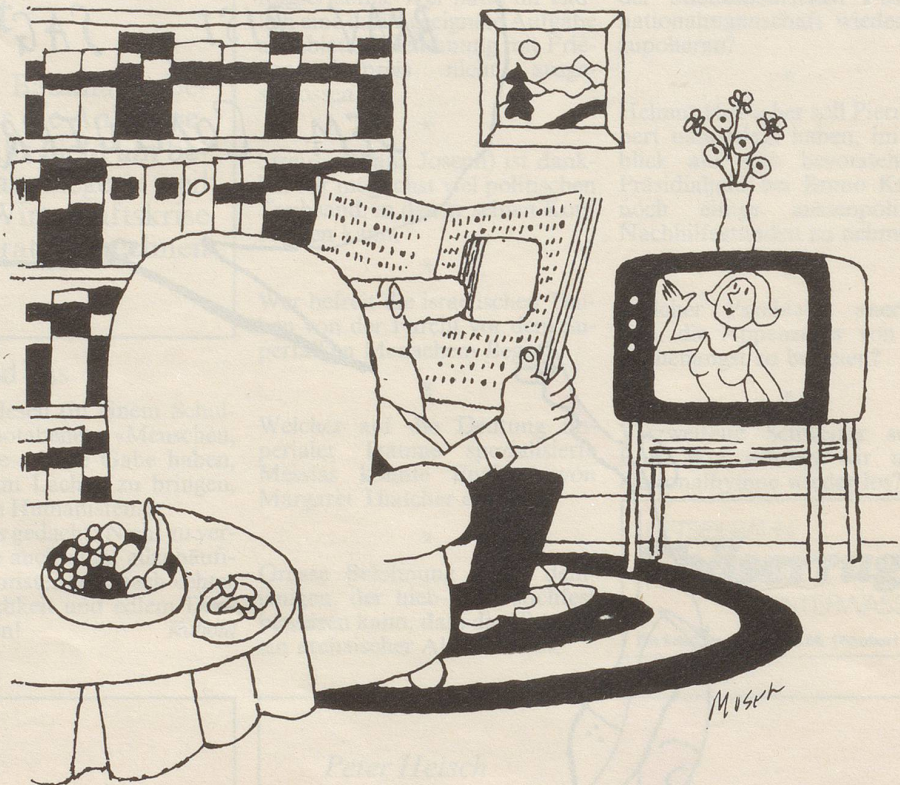
Richtig: R - F - l - t - L - w - W - W
 B - b - L - l - L - l - Ä - ä.

Balkon satirisch

Aber wir wollen trotz allem wachsenden funktionellen Analphabetismus keine Katastrophenstimmung aufkommen und es nicht zum Äussersten oder äussersten kommen lassen. Und der Nebelspalter hat doch recht! Gerade er! wenn er der Literatur Druckseiten ehrerbietig zu Fü-
 sen legt, er, der sich humoristisch-

satirisch nennt. Denn es ist viel zu wenig bekannt, dass die Schweiz, wenigstens literarisch, das ist, was man heute «Spitze» nennt. Die Schweiz hat eine Volksliteratur von internationalem Spitzenrang. Sie liegt nicht etwa, wie man vermuten könnte, auf der Ebene des Heimatromans à la Anzengruber oder Ganghofer. O nein! Sie liegt vielmehr im anspruchsvollen literarischen Bereich der *Satire* und strahlt weit über den deutschen Sprachraum wegbereitend hinaus ins Französische und Englisch, selbst funktionell alphabetische Marktlücken abdeckend. Und man beklage sich auch nicht dauernd darüber, der Bund unterstütze kulturelles einheimisches Schaffen nur unzulänglich! Was ist denn zum Beispiel mit den jährlich -zig Millionen Franken, mit denen der Bund die Fremdenverkehrswerbung subventioniert?

Satire, das bedeutet durch Übertreibung sichtbar machen: Aus einem Ganzen nimmt man ein Körnchen Wahrheit, bläst es auf, vergrössert und vergrößert es übertreibend, bis es das Ganze bildet und also auch wirklich jedermann sichtbar wird. Und gerade das geschieht in Abermillio-



nen unserer mehrfarbigen Hochglanz-Hotel- und -Ferienprospekte, von denen die Schweiz pro Kopf mehr herausbringt als jedes andere zivilisierte Volk.

Da wird ein wahres Körnchen herausgepickt, und das bedeutet, dass andere – auch wahre Körnchen – *unterschlagen* werden. Oder haben Sie schon auf Ferienprospekten gelesen, in der besagten Gegend sei die mittlere Sonnenscheindauer so ziemlich die geringste im Land? Oder sahen Sie schon auf einem Prospekt die hübsche Architektur eines Hotels abgebildet und unter der Fensterfront eine Betonmischmaschine neben der total aufgerissenen Zufahrtsstrasse?

Haben Sie je im Prospekt eines örtlichen Verkehrsvereins gelesen, der Ort liege prächtig inmitten einer Tiefflugschneise? Oder lasen Sie schon einen Hinweis auf typische Köstlichkeiten des Etablissements wie tropfende Dusche oder Schwärme von Stechmücken aus dem hoteleigenen Park?

Gewiss nicht! Das Verschweigen ist keine Unterschlagung, sondern – eben – Satire. Erwähnt wird zum Beispiel besagter Park. Hier äussert sich nun eben das prospektuöse satirische *Aufblasen*, das sich durchaus am weltliterarischen Vorbild von Satirikern wie Jonathan Swift orientiert. Da stehen in Wirklichkeit im trockenen Vorgarten neben einem ungepflegten alten Tennisplatz drei kümmerliche, von Milben befallene Fichten, die der Prospektphotograph dank äus-

serst geschickter Wahl des Standortes bei der Aufnahme so trefflich ins Bild zu bringen wusste, dass einem nur schon beim Anschauen (des Bildes) die kühle Waldesluft den ferienreifen Atem verschlägt.

Da wird – im Text – die kurze Pause im Verkehrslärm (zwischen 1.30 und 2.15 Uhr) kühn aufgeblasen zur «grossartigen Stille der Bergwelt». Da steht verheissungsvoll geschrieben vom bequemen Erreichen von Aussichtspunkten mit überwältigenden Ausblicken in die grandiose Hochgebirgswelt – aber kein Wort davon, dass sich der Helikopter-Landeplatz in Steinwurfweite vom Hotel befindet. Das Ausmass der Satire wird allemal deutlich, wenn das, was der Hotelprospekt, kühn aufblasend, Balkon nennt, mit dem Körnchen Wahrheit verglichen wird, das der Architekt *wirklich* geschaffen hat. Da zeigt sich, dass – grammatisch empfunden – Satire nichts anderes ist als die verblüffende Wandlung vom Diminutiv zum Superlativ. Was da verbal als Balkon in Aussicht gestellt wird, hat die Bodenfläche einer Telefonkabine. Er bietet Raum, gewiss, wenn auch nur knapp, um eine Badehose zum Trocknen aufzuhängen. Geradezu reichlich Platz, wird der Satiriker sagen, wenn auch nur für ein sehr, sehr modernes Bikini.

Das ist durchaus zulässig; das wird jeder Fremdenverkehrsmensch bestätigen, denn er kann sich auf den grossen Satiriker Kurt Tucholsky berufen, der ein-



mal schrieb: «Die Satire darf alles!»

Es ist schön, zu wissen, und es erfüllt den literarisch interessierten, funktionell analphabetischen Eidgenossen mit grösster Genug-

tuung, dass unser Land hinsichtlich literarischer Hervorbringungen ganz, ganz vorne steht. Soweit es die Satire betrifft.

Subventionierte Satire, notabene!

